



Andrea Camilleri

DER FALSCHER LIEBREIZ
DER VERGELTUNG

Commissario Montalbano findet seine Bestimmung

BASTEI ENTERTAINMENT 

Inhalt

Cover
Über den Autor
Titel
Impressum
Widmung

MONTALBANOS ALLERERSTER FALL

Eins
Zwei
Drei
Vier
Fünf
Sechs
Sieben
Acht
Neun
Zehn

IMMER MONTAGS

Eins
Zwei
Drei
Vier
Fünf
Sechs
Sieben
Acht

ZURÜCK ZU DEN WURZELN

Eins
Zwei

Drei
Vier
Fünf
Sechs
Sieben

Anmerkungen

Über den Autor

Andrea Camilleri, 1925 in dem sizilianischen Küstenstädtchen Porto Empedocle (Provinz Agrigento) geboren, arbeitete lange Jahre als Essayist, Drehbuchautor und Regisseur sowie als Dozent an der Accademia d'arte drammatica Silvio D'Amico in Rom. Dort lebt er mit seiner Frau Rosetta in dem Stadtteil Trastevere im Obergeschoss eines schmucken Palazzo, wobei er seinen Zweitwohnsitz in Porto Empedocle in Sizilien nie aufgegeben hat. Sein literarisches Werk, in dem er sich vornehmlich mit seiner Heimat Sizilien auseinandersetzt, umfasst mehrere historische Romane, darunter »La stagione della caccia«, 1992, »Il birraio di Preston«, 1995, und »La concessione del telefono«, 1998, sowie Kriminalromane. In seinem Heimatland Italien bricht er seit Jahren alle Verkaufsrekorde und hat auch bei uns ein begeistertes Publikum gefunden. Mit den Romanen um den Commissario Salvo Montalbano eroberte er auch die deutschen Leser im Sturm, und seine Hauptfigur gilt inzwischen weltweit als Inbegriff für sizilianische Lebensart, einfallsreiche Kriminalistik und südländischen Charme und Humor.

Andrea Camilleri

Der falsche Liebreiz der Vergeltung

Commissario Montalbano findet
seine Bestimmung

Aus dem Italienischen
von Christiane von Bechtolsheim

BASTEI ENTERTAINMENT 

BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Copyright © 2004 by Arnoldo Mondadori Editore SpA, Milano

Titel der italienischen Originalausgabe:

»LA PRIMA INDAGINE DI MONTALBANO«

Originalverlag: Arnoldo Mondadori Editore SpA, Milano

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Copyright © 2006 by Bastei Lübbe AG, Köln

Titelbild: Renato Guttuso

»Roof of Palermo«, Detail

© 2006 by VG Bild-Kunst, Bonn

Umschlaggestaltung: Gisela Kullowatz

E-Book-Produktion: le-tex publishing services GmbH, Leipzig

ISBN 978-3-7325-2002-2

www.bastei-entertainment.de

www.lesejury.de

*Das Buch ist Pepè Fiorentino
und Pino Passalacqua gewidmet,
die es nicht mehr lesen können.*

MONTALBANOS ALLERERSTER FALL

Eins

Die bevorstehende Beförderung zum Kommissar wurde Montalbano genau zwei Monate vor der mit Stempeln übersäten offiziellen Mitteilung auf höchst merkwürdigen Wegen geweissagt.

In jeder anständigen Amtsstube ist die Weissagung (oder Vorhersage, wenn einem das lieber ist) der näheren oder fernerer Zukunft eines jeden Mitarbeiters selbiger Amtsstube – und der angrenzenden Amtsstuben – eine alltägliche, simple, ganz normale Übung; es ist gar nicht nötig, beispielsweise die Eingeweide eines zerlegten Tiers zu studieren oder den Flug der Stare zu beobachten, wie unsere Ahnen es taten. Man braucht auch nicht den Kaffeesatz zu lesen, wie man es in moderneren Zeiten zu tun pflegt. Dabei wird in diesen Amtsstuben jeden Tag hektoliterweise Kaffee getrunken. Nein, für eine Weissagung (oder Vorhersage, wenn einem das lieber ist) ist ein halbes Wort, ein verstohlener Blick, ein Grummeln mit geschlossenem Mund, eine ansatzweise hochgezogene Augenbraue mehr als genug. Und diese Weissagungen (oder Vorhersagen, wenn usw.) betreffen nicht nur die berufliche Laufbahn der Beamten, Versetzungen, Beförderungen, Tadel, Vermerke zu einem Verdienst oder einem Vergehen, sondern beziehen sich oft und gern aufs Privatleben.

»Spätestens in einer Woche wird die Frau unseres Kollegen Falcuccio ihren Mann mit dem Assistenten Stracuzzi betrügen«, flüstert Buchhalter Piscopo dem Geometer

Cardillo zu und schaut dem ahnungslosen Kollegen Falcuccio nach, der gerade aufs Klo geht.

»Wirklich?«, fragt der Geometer leicht überrascht.

»Da können Sie Gift drauf nehmen.«

»Und woher wissen Sie das?«

»Aber ich bitte Sie«, sagt Buchhalter Piscopo mit einem leisen Grinsen, während er den Kopf auf die Seite und die rechte Hand aufs Herz legt.

»Haben Sie Signora Falcuccio mal gesehen?«

»Nein, nie. Wieso fragen Sie?«

»Weil ich sie kenne.«

»Ja und?«

»Wissen Sie, sie ist fett, behaart und winzig.«

»Was hat das denn schon zu sagen? Oder haben fette, behaarte, winzige Frauen etwa nicht dieses Ding da zwischen den Beinen?«

Und siehe da, pünktlich sieben Tage nach diesem Gespräch röchelt Signora Falcuccio vor Lust (»Maria! Ich sterbe!«) in Stracuzzis breitem Witwerbett.

Und wenn solche Dinge schon in jeder normalen Amtsstube passieren, wie hoch muss dann erst die Erfolgsrate der Weissagungen (oder Vorhersagen, wenn usw.) in Kommissariaten und Polizeipräsidien sein, wo das komplette Personal quer durch die Hierarchie eigens darauf trainiert und geschult ist, das winzigste Indiz, die kleinsten atmosphärischen Änderungen wahrzunehmen und die entsprechenden Konsequenzen zu ziehen.

Die Nachricht von der Beförderung traf Montalbano nicht überraschend, sie war fällig, wie das in einer Amtsstube heißt, er hatte seine Lehrzeit als stellvertretender Kommissar unter Commissario Libero Sanfilippo in Mascalippa, einem abgelegenen Dorf in den Erei-Bergen, längst absolviert. Was Montalbano allerdings Sorgen bereitete, war der so genannte Bestimmungsort, die Frage, wohin man ihn schicken würde. Bestimmungsort klang nach Schicksal. Denn zur Beförderung gehörte die

Versetzung. Also eine neue Wohnung, neue Gewohnheiten, neue Freunde: ein erst noch zu entdeckendes Schicksal. Offen gestanden setzten ihm Mascalippa und Umgebung arg zu, nicht die Bewohner, die weder schlechter noch besser waren als anderswo, mit dem richtigen Verhältnis von Delinquenten und anständigen Leuten, von Trotteln und Gescheiten, nein, er ertrug einfach die Landschaft nicht mehr. Damit wir uns recht verstehen, wenn es ein Sizilien gab, das er gern betrachtete, dann genau dieses Sizilien mit der verbrannten und verdorrten, der gelben und braunen Erde, wo ein hartnäckiges Fleckchen Grün Aufsehen erregt, wo sich die weißen Würfel der Katen an die Abhänge klammern und aussehen, als kämen sie bei einem stärkeren Windstoß ins Rutschen, wo nicht einmal die Eidechsen und Schlangen am frühen Nachmittag Lust haben, in ein Büschel Mohrenhirse zu schlüpfen oder sich unter einem Stein zu verkriechen, sondern sich reglos ihrem Schicksal überlassen, egal was es für sie bereithält. Und am liebsten schaute er auf die Betten der ehemaligen Flüsse und Bäche, zumindest hießen sie immer noch so auf den Straßenschildern, Ipsas, Salsetto, Kokalos, dabei waren sie nichts weiter als eine Spur aus kalkweißen Steinen, verstaubten Flusskieseln. Er betrachtete die Landschaft gern, das schon: Aber wenn man tagaus, tagein darin lebte, konnte man verrückt werden. Denn er brauchte das Meer. Wenn er in Mascalippa frühmorgens das Fenster öffnete und tief einatmete, füllten sich seine Lungen nicht, sondern schienen sich vielmehr zu entleeren, und er musste nach Luft schnappen, als hätte er lange den Atem angehalten. Sicherlich war die frühe Morgenluft in Mascalippa gut, etwas Besonderes, sie roch nach Stroh und Gras, sie roch nach offenem Land, aber ihm genügte sie nicht, sie drohte ihn sogar zu ersticken. Er brauchte Meeresluft, den Geruch der Algen in der Nase, er brauchte den leicht salzigen Geschmack, wenn er sich über die Lippen leckte. Er brauchte lange Spaziergänge frühmorgens am Strand,

wenn sich die Wellen brachen und seine Füße liebkosten. Die Versetzung in ein Bergdorf wie Mascalippa war schlimmer als zehn Jahre Knast.

An dem Morgen, an dem jemand, der nicht das Geringste mit Polizeipräsidien und Kommissariaten zu tun hatte, sondern Staatsbeamter war (nämlich der Leiter des Postamtes), ihm die Versetzung prophezeit hatte, wurde Montalbano zu seinem Chef, Commissario Libero Sanfilippo, bestellt. Der war ein richtiger Polizist und merkte sofort, ob die Person, die er vor sich hatte, die Wahrheit sagte oder das Blaue vom Himmel herunterlog. Er gehörte schon damals, also im Jahr 1985, einer vom Aussterben bedrohten Art an. Wie die Ärzte früher, die noch einen scharfen Blick hatten und einen Patienten nur anzusehen brauchten, um seine Krankheit zu diagnostizieren, während heutzutage ein Arzt dasteht wie der Ochs vorm Berg und ohne die unzähligen, mittels avantgardistischer Technik erstellten Analysen nicht mal eine simple altmodische Grippe erkennt. Als Montalbano Jahre später an die Anfänge seines Berufslebens zurückdachte, fiel ihm zuallererst Libero Sanfilippo ein, der sich zwar den Anschein gegeben hatte, als wollte er ihm gar nichts beibringen, ihm aber in Wirklichkeit sehr viel beibrachte. Vor allem, wie man angesichts eines schlimmen und erschütternden Ereignisses sein inneres Gleichgewicht behielt.

»Wenn du dich zu irgendeiner Reaktion hinreißen lässt, Bestürzung, Schrecken, Empörung, Mitleid, dann kannst du einpacken«, erklärte Sanfilippo ihm bei jeder Gelegenheit. Diesen Rat zu befolgen war Montalbano jedoch nicht immer möglich, denn bisweilen wurde er trotz aller Gegenwehr von seinen Gefühlen überwältigt. Zweitens hatte Sanfilippo erklärt, wie man den scharfen Blick pflegte, um den ihn sein Stellvertreter sehr beneidete. Doch auch diese zweite Belehrung beherzigte Montalbano

nur, so weit er konnte: Sichtlich war der Superman-Röntgenblick großenteils ein Geschenk der Natur. Sanfilippos negative Seite war – zumindest in den Augen des Stellvertreters, der zu den Altachtundsechzigern gehörte – seine absolute, blinde Ergebenheit jeder Art von höherer Ordnung gegenüber. Die gesetzliche Ordnung. Die öffentliche Ordnung. Die soziale Ordnung. Während seiner Anfangszeiten in Mascalippa hatte Montalbano sich irritiert gefragt, wie ein so gebildeter, hochanständiger Mann solch ein eisernes Vertrauen in ein abstraktes Konzept haben konnte, das, kaum auf die Realität übertragen, die unangenehme Gestalt eines Knüppels oder eines Paars Handschellen annahm. Die Antwort fand er, als er eines Tages zufällig den Personalausweis seines Vorgesetzten in die Hand bekam. Der vollständige Name lautete Libero Pensiero Sanfilippo. Heilige Muttergottes! Libero Pensiero, Volontà, Libertà, Palingenesi, Vindice – Freier Gedanke, Wille, Freiheit, Wiedergeburt, Rächer – waren die typischen Namen, die Anarchisten früher ihren Kindern gaben! Bestimmt war auch der Vater des Commissario Anarchist gewesen, und der Sohn war aus Protest nicht nur Polizist geworden, sondern hatte sich in einem letzten Versuch, das genetische Erbe des Vaters zunichte zu machen, obendrein auf die Ordnung fixiert.

»Guten Morgen, Dottore.«

»Guten Morgen. Schließen Sie die Tür und setzen Sie sich. Von mir aus können Sie auch rauchen. Aber passen Sie ja auf die Asche auf.«

Klar. Denn abgesehen von höheren Ordnungen liebte Sanfilippo auch die Ordnung im Kleinen. Wenn ein bisschen Asche neben dem Aschenbecher landete, rutschte Sanfilippo auf dem Stuhl hin und her, verzog das Gesicht und litt.

»Wie läuft der Fall Amoruso-Lonardo? Kommen Sie voran?« Montalbano war überrascht. Welcher Fall? Filippo Amoruso, ein siebzigjähriger Rentner, hatte die Grenze

seines Gemüsegartens erneuert, knapp zehn Zentimeter des Nachbargartens, der dem achtzigjährigen Rentner Pasquale Lonardo gehörte, mitverarbeitet und damit die Grenze leicht verschoben. Selbiger behauptete dann in Gegenwart Dritter, er sei mit Amorusos verstorbener Mutter, die es, wie alle Welt wisse, mit jedem getrieben habe, wiederholt intim gewesen. Amoruso stieß daraufhin Lonardo wortlos ein Klappmesser zehn Zentimeter tief in den Bauch, bedachte allerdings nicht, dass Lonardo gerade eine Hacke in der Hand hielt, mit der er Amoruso den Schädel einschlug, bevor er selbst zusammenbrach. Jetzt lagen alle beide im Krankenhaus, angezeigt wegen Körperverletzung und versuchten Mordes. Die Frage des Commissario war so vollkommen überflüssig, dass sie nur eines bedeuten konnte: Sanfilippo redete um den heißen Brei herum. Montalbano war auf der Hut.

»Ich komme voran«, sagte er.

»Sehr gut.«

Schweigen trat ein. Montalbano verlagerte die linke Gesäßbacke um ein paar Zentimeter nach vorn und schlug die Beine übereinander. Ihm war nicht wohl. Etwas Beunruhigendes lag in der Luft. Sanfilippo hatte ein Taschentuch aus der Hosentasche geholt und wischte über die Tischplatte, damit sie noch schöner glänzte.

»Sie wissen wahrscheinlich, dass ich gestern Nachmittag in Enna war. Der Questore wollte mich sprechen«, sagte er unvermittelt.

Montalbano stellte seine Füße wieder nebeneinander und sagte kein Wort.

»Er hat mir mitgeteilt, dass ich zum stellvertretenden Polizeipräsidenten befördert und nach Palermo versetzt werde.«

Montalbanos Mund fühlte sich trocken an.

»Glückwunsch«, brachte er hervor.

Hatte er ihn etwa in einer Angelegenheit zu sich gerufen, über die seit einem Monat jedes Kind Bescheid wusste? Der

Commissario nahm die Brille ab, hielt sie gegen das Licht und setzte sie wieder auf.

»Danke. Er sagte, auch Sie würden in spätestens zwei Monaten befördert. Wussten Sie davon?«

»Mhm«, machte Montalbano.

Er konnte nicht ja sagen, weil seine Zunge sich steif anfühlte, und überhaupt war er zum Zerreißen angespannt.

»Der Questore hat mich gefragt, was ich davon hielte, wenn Sie meinen Posten übernähmen.«

»Hier?!«

»Ja, natürlich. Hier in Mascalippa. Wo denn sonst?«

»Mamamama ...«, stotterte Montalbano.

Es war nicht klar, ob er seine Mutter beschwor oder über das Wort Mascalippa stolperte. Er hatte es ja gleich gewusst! Schon beim Betreten des Büros hatte er gewusst, dass es schlechte Nachrichten gab! Und so war es auch gekommen. Sofort hatte er Mascalippa und die Landschaft ringsum vor Augen. Großartig, gewiss, aber für ihn war das einfach nichts. Zu allem Unglück sah er auch noch ein paar Kühe kümmerliches Grün fressen. Ein malariaähnlicher Schüttelfrost überkam ihn.

»Ich habe ihm gesagt, dass ich das nicht gut fände«, sagte Sanfilippo und grinste ihn an.

Wollte sein blöder Chef, dass er umkippte oder einen Herzinfarkt kriegte? Wollte er, dass er röchelnd auf den Boden sackte? Montalbano befand sich zwar am Rande einer Nervenkrise, doch seine Streitlust gewann die Oberhand.

»Und warum fänden Sie es nicht gut, wenn ich Commissario in Mascalippa wäre?«

»Weil Sie absolut nicht in die Gegend hier passen.«

Er machte eine Pause und grinste noch ein bisschen breiter.

»Genauer gesagt: Weil die Gegend nicht zu Ihnen passt.« Sanfilippo war wirklich ein erstklassiger Polizist!

»Wann haben Sie das gemerkt? Ich habe nichts getan, um ...«

»Und ob Sie was getan haben! Sie haben zwar nicht geredet, Sie haben nichts gesagt, das stimmt. Aber getan haben Sie eine ganze Menge! Nach Ihren ersten vierzehn Tagen hier war mir alles klar.«

»Aber was in Gottes Namen habe ich denn getan?«

»Ein Beispiel nur. Erinnern Sie sich noch, als wir in Montestellario die Bauern befragten und die Einladung einer Schäferfamilie zum Essen annahmen?«

»Ja«, sagte Montalbano mit zusammengebißenem Zähn.

»Der Tisch wurde im Freien gedeckt. Es war ein strahlender Tag, die Gipfel waren noch schneebedeckt. Erinnern Sie sich?«

»Ja.«

»Sie saßen mit gesenktem Kopf da und wollten die Landschaft nicht sehen. Sie bekamen frische Ricotta vorgesetzt. Und Sie brummen, Sie hätten keinen Hunger. Der Vater sagte, man könnte den See sehen, und zeigte auf eine Stelle weiter unten. Ich sah hin. Ein Juwel, das in der Sonne glitzerte. Ich wies Sie auf den zauberhaften Anblick hin. Sie sahen auf, und dann schlossen Sie sofort die Augen und wurden blass. Sie rührten das Essen nicht an. Und das andere Mal, als Sie ...«

»Hören Sie auf, bitte.«

Der Commissario machte sich einen Spaß daraus, Katz und Maus mit ihm zu spielen. Er hatte ihm immer noch nicht erzählt, wie das Gespräch mit dem Questore ausgegangen war. Noch ganz erschüttert von der Erinnerung an jenen alpträumerischen Tag in Montestellario, beschlich ihn der Verdacht, dass Sanfilippo der Mut fehlte, ihm die Wahrheit zu sagen. Dass nämlich der Questore sich nicht von seiner Idee hatte abbringen lassen: Montalbano sollte Commissario in Mascalippa werden.

»Und der ... Questore?«, fragte er vorsichtig.

»Was, der Questore?«

»Wie hat er auf Ihre Bemerkung reagiert?«
»Dass er es sich überlegen würde. Aber wenn Sie meine Meinung hören wollen ...«
»Natürlich will ich die hören!«
»Ich glaube, er hat es eingesehen. Er wird die Entscheidung über Ihre Versetzung unseren Vorgesetzten überlassen.«

Und wie sah wohl die unanfechtbare Entscheidung der Vorgesetzten, der himmlischen Mächte, der Götter aus, die wie alle anständigen Gottheiten in Rom ansässig waren? Diese quälende Frage sorgte dafür, dass Montalbano das Milchferkel, vom Wirt Santino schon tags zuvor triumphierend angekündigt, nicht so schmeckte, wie es ihm gebührt hätte.

»Sie machen mir heute aber keine Freude«, sagte Santino, der ihn lustlos hatte essen sehen, etwas gekränkt.

Montalbano breitete resigniert die Arme aus.

»Tut mir Leid, Santino, aber mir geht's nicht so gut.«
Er verließ die Trattoria und tappte ins Nichts. Als er zum Essen hineingegangen war, hatte die Sonne noch geschienen, und eine gute Stunde später hatte sich ein unheimlich wirkender, milchiger Nebel breit gemacht. So war Mascalippa.

Auf dem Nachhauseweg spürte er Beklommenheit in sich aufsteigen, und erst in letzter Sekunde vermied er Frontalzusammenstöße mit anderen menschlichen Schatten. Duster war der Abend und düster war es in ihm selbst. Und während er so vor sich hin ging, fasste er einen unumstößlichen Entschluss: Falls sie ihn in ein Dorf wie Mascalippa versetzten, würde er kündigen. Dann würde er als Rechtsanwalt arbeiten oder als Anwaltsgehilfe oder als Pförtner einer Anwaltskanzlei, Hauptsache, es war am Meer.

Er hatte eine kleine Wohnung mit zwei Zimmern, Bad und Küche gemietet, und zwar mitten im Dorf, damit bei einem

Blick aus dem Fenster von Hügeln und Bergen nicht das Geringste zu sehen war. Es gab keine Heizung, und obwohl die vier Elektroöfchen im Dauereinsatz waren, blieb an manchen Winterabenden nur eines übrig, nämlich ins Bett zu schlüpfen, sich bis obenhin zuzudecken und nur die Hand, die das Buch hielt, draußen zu lassen. Lesen und über das Gelesene nachdenken war etwas, was er seit jeher mochte, und deshalb waren beide Zimmer voller Bücher. Er konnte abends ein Buch kaufen und ohne Pause lesen, bis der nächste Tag anbrach. Gott sei Dank bestand keine Gefahr, dass er nachts wegen irgendwelcher blutiger Angelegenheiten rausgeklingelt wurde. Aus unerklärlichen Gründen passierten Morde, Schießereien, Prügeleien immer am Tag. Und zu ermitteln gab es praktisch nichts, die Delikte waren ohne jedes Rätsel: Tizio hatte wegen einer Zinsangelegenheit auf Filano geschossen und gestanden; Caio hatte Martino wegen aufgesetzter Hörner niedergestochen und gestanden. Wenn Montalbano sein Hirn anstrengen wollte, musste er die Bilderrätsel in der *Settimana Enigmistica* lösen. Doch neben einem wie Sanfilippo waren seine Jahre in Mascalippa keine verlorene Zeit gewesen, im Gegenteil.

Jetzt aber erschien die Aussicht, den Abend lesend im Bett zu verbringen oder sich irgendeinen Mist in der Glotze anzuschauen, unerträglich. Mery war um diese Uhrzeit bestimmt schon von der Schule, an der sie Latein unterrichtete, nach Hause gefahren. Sie hatten sich in den Jahren des Protests an der Universität kennen gelernt und waren gleichaltrig, das heißt, eigentlich war Mery vier Monate jünger. Sie hatten sich auf Anhieb gemocht, und bald war aus der Sympathie eine Art offener Liebesbeziehung geworden: Wenn sie Lust aufeinander hatten, riefen sie sich an und verabredeten sich. Später verloren sie sich aus den Augen. Mitte der siebziger Jahre erfuhr Montalbano, dass Mery geheiratet und die Ehe kein Jahr gedauert hatte. Er traf sie zufällig in Catania, in der

Via Etnea, während seiner ersten Woche in Mascalippa. Vor lauter Verzweiflung hatte er sich ins Auto gesetzt und war in das eine Stunde entfernte Catania gefahren, um zu einer Filmpremierre zu gehen: Die Filme, die im einzigen Kino von Mascalippa gezeigt wurden, waren immer mindestens drei Jahre alt. Als er an der Kasse anstand, rief jemand seinen Namen. Es war Mery, die gerade aus dem Kinosaal kam. Aus der hübschen, impulsiven jungen Frau von damals war mit den Jahren und der Lebenserfahrung eine in sich ruhende, fast geheimnisvolle Schönheit geworden. Am Ende hatte Montalbano den Film nicht gesehen und war mit zu Mery gegangen, die allein lebte und nicht die Absicht hatte, noch mal zu heiraten. Eine Erfahrung in dieser Richtung hatte ihr vollauf gereicht. Montalbano verbrachte die Nacht mit ihr und fuhr am nächsten Morgen um sechs zurück nach Mascalippa. Das wurde zu einer Art Gewohnheit, mindestens zweimal in der Woche fuhr Montalbano nach Catania.

»Ciao, Mery. Ich bin's, Salvo.«

»Ciao. Weißt du was?«

»Was denn?«

»Ich wollte dich gerade anrufen.«

Montalbano wurde es ganz anders: Wollte Mery ihm etwa sagen, dass sie etwas vorhatte und sie sich an dem Abend nicht sehen konnten?

»Warum?«

»Ich wollte dich fragen, ob du ein bisschen früher kommst, dann könnten wir zusammen essen gehen. Gestern Abend war ich mit einem Kollegen in einem Lokal, das ...«

»Ich bin um halb acht bei dir, ja?«, fiel ihr Montalbano, fast singend vor Freude, ins Wort.

Das Lokal hieß wenig phantasievoll »Il Delfino«. Aber was dem Namen an Phantasie fehlte, wog die einfallsreiche Küche um ein Vielfaches auf: Die Antipasti, einzig und allein aus Fisch und Meeresfrüchten zubereitet, beliefen

sich auf ein Dutzend Gerichte, eines himmlischer als das andere. Die in Meerwasser gekochten Kraken zergingen auf der Zunge. Und welche Worte würden dem Zackenbarsch gerecht werden, der mit einem göttlichen Sößchen betörte, dessen Ingredienzen Montalbano beim besten Willen nicht vollständig auszumachen vermochte. Und dann Mery, die sich dem Essen glücklicherweise mit ähnlicher Leidenschaft hingab wie er. Denn wenn man jemandem gegenüber sitzt, der diese Passion nicht teilt, schmälert das den Genuss gewaltig. Sie sprachen nicht. Hin und wieder sahen sie sich in die Augen und lächelten. Als sie fertig waren, nach dem Obst, wurde das Licht im Lokal erst dämmrig und erlosch schließlich ganz. Ein paar Gäste protestierten. Doch dann kam ein Kellner aus der Küche und schob einen Wagen herein, auf dem eine Torte mit einer brennenden Kerze und ein Kübel mit einer Flasche Champagner standen. Montalbano war überrascht, als der Kellner an ihrem Tisch stehen blieb. Die Lichter gingen wieder an, und alle Gäste klatschten, als jemand laut rief:

»Herzlichen Glückwunsch!«

Anscheinend hatte Mery Geburtstag. Und er hatte es vollkommen vergessen! Schämen sollte er sich! Aber da war nichts zu wollen: Er konnte sich einfach kein Datum merken.

»Bitte v... v... verzeih, ich habe vergessen, dass heute ... dass heute dein ...«, stammelte er verlegen und nahm ihre Hand.

»Mein was?«, fragte Mery amüsiert und mit einem Glitzern in den Augen.

»Hast du heute nicht Geburtstag?«

»Ich? *Du* hast heute Geburtstag!«, rief Mery und kringelte sich vor Lachen.

Montalbano sah sie verblüfft an. Das stimmte!

Zu Hause holte Mery aus dem Schrank ein Paket, dem man ansehen konnte, was der Verkäufer unter »als Geschenk

einpacken« verstand: ein wildes Durcheinander aus bunten Bändern, Schleifen und schlechtem Geschmack.

»Herzlichen Glückwunsch.«

Montalbano packte es aus. Merys Geschenk war ein schicker warmer Skipullover.

»Den wirst du im Winter in Mascalippa brauchen.«

Als sie den Satz zu Ende gesprochen hatte, bemerkte Mery, dass Salvo ein gequältes Gesicht machte.

»Was ist denn?«

Da erzählte ihr Montalbano von der Beförderung und dem Gespräch mit dem Commissario.

»... Ich weiß also nicht, wo sie mich hinschicken«, schloss er.

Mery schwieg. Dann sah sie auf die Uhr, es war halb elf, und stand rasch auf.

»Entschuldige, ich muss mal eben telefonieren.«

Sie ging ins Schlafzimmer und schloss die Tür, damit er sie nicht hörte. Montalbano verspürte einen Stich der Eifersucht. Aber er konnte ja schlecht verlangen, dass Mery sich nicht auch mit anderen Männern traf. Nach einer Weile rief sie ihn zu sich. Er betrat das Schlafzimmer, wo Mery schon im Bett auf ihn wartete.

Als sie später umschlungen dalagen, flüsterte Mery ihm ins Ohr:

»Ich hab Onkel Giovanni angerufen.«

»Und wer ist das?«, fragte Montalbano zerstreut.

»Der jüngere Bruder meiner Mutter. Er liebt mich heiß und innig. Und er ist ein hohes Tier in dem Ministerium, bei dem du angestellt bist. Ich habe ihn gebeten, mal nachzuforschen, wohin du versetzt wirst. War das falsch?«

»Nein«, sagte Montalbano und küsste sie.

Am nächsten Tag rief Mery ihn um sechs Uhr abends im Büro an.

Sie sagte nur ein Wort.

»Vigàta.«

Und legte auf.

Zwei

Diese drei Silben, Vi-gà-ta, hatte auf dem Gipfel des römischen Olymp, im Empyreum der Paläste der Macht nicht irgendein dahergelaufener Wahrsager ausgesprochen, sondern ein höheres Wesen, der Gott einer Religion namens Bürokratie, dessen Wort ein unwiderrufliches Schicksal vorzeichnete. Der auf inständiges Bitten hin eine klare und präzise Antwort gegeben hatte, die viel besser war als die der Sibylle von Cumae, der Pythia oder des Gottes Apoll in Delphi. Denn die Antworten der Sibylle oder der Pythia oder des Apoll bedurften immer der Deutung der Priester, und deren jeweilige Deutungen stimmten selten überein. »*Ibis redibus non morieris in bello*«, sagte die Sibylle zu dem Soldaten, der in den Krieg zog. Tja, und nun? Für den Soldaten kam es nämlich auf die Stellung des Kommas an, vor oder nach *non* entschied darüber, ob er im Kampf sein Leben ließ oder mit heiler Haut davonkam. Und herauszufinden, wo das Komma stand, war Aufgabe der Priester, die ihre Deutung danach richteten, wie üppig sich die Spende bemaß. Doch hier gab es nichts zu deuten. Vigàta hatte das himmlische Wesen gesagt, und Vigàta würde es sein. Nach Merys Anruf konnte Montalbano nicht am Schreibtisch sitzen bleiben. Er brummte dem Wachhabenden irgendetwas Unverständliches zu, ging hinaus und wanderte durch die Straßen. Am liebsten hätte er einen Boogie-Woogie hingelegt, denn das war der Rhythmus, nach dem sein Blut gerade floss. Meine Güte, wie wunderbar! Vigàta! Er versuchte es sich wie auf einer Postkarte zu vergegenwärtigen und sah als Erstes den Hafen mit drei Molen vor sich und rechter Hand die markante Silhouette eines großen Turms. Dann erinnerte

er sich an die Hauptstraße mit dem großen Café auf halber Höhe, in dem es einen Raum mit zwei Billardtischen gab. Dahin hatte er seinen Vater begleitet, der hin und wieder eine Partie spielte. Und während sein Vater spielte, verputzte er eine dicke dreieckige Eisschnitte, meist ein *pezzo duro* – so hieß das – mit Schokolade und Sahne. Oder eine Cassata. Nirgendwo sonst hatte er so gutes Eis gegessen, wie es dort hergestellt wurde. Er spürte wieder den Geschmack zwischen Zunge und Gaumen. Und mit dem Geschmack fiel ihm auch der Name des Cafés ein: Castiglione. Ob es wohl noch existierte, und ob es immer noch dieses unvergleichliche Eis gab? Dann flammten hell wie ein Blitzlicht zwei Farben vor ihm auf: Gelb und Blau. Das Gelb des feinen Sandes und das Blau des Meeres. Ohne es zu merken, war er mittlerweile an einer Art Aussichtspunkt angelangt, der den Blick auf ein weites Tal und die Berggipfel freigab. Es waren natürlich nicht die Dolomiten, aber Berggipfel sind Berggipfel. Und ihm reichten sie vollauf, um in die finsterste Melancholie zu verfallen, in ein unerträgliches Gefühl von Verbannung. Jetzt schaffte er es, die Landschaft zu betrachten, sie sogar ein wenig zu genießen, aber nur, weil ihn die Gewissheit tröstete, dass er das alles bald nicht mehr sehen musste. Am Abend rief er Mery an, um ihr zu danken.

»Das war purer Eigennutz«, sagte Mery.

»Wie, Eigennutz? Was meinst du damit?«

»Wenn sie dich nach Abbiategrosso oder Casalpusterlengo versetzt hätten, könnten wir uns nicht mehr sehen. Aber von Vigàta nach Catania fährt man nur gut zwei Stunden. Ich hab's mir auf der Karte angesehen.«

Montalbano wusste vor Rührung nicht, was er sagen sollte.

»Du hast wohl gedacht, ich würde dich so mir nichts, dir nichts aufgeben?«, fuhr Mery fort.

Sie lachten.

»In den nächsten Tagen werde ich auf einen Sprung in Vigàta vorbeischaun. Ich will sehen, ob es noch so ist, wie

ich es in Erinnerung habe. Natürlich werde ich niemandem sagen, dass ...«

Er unterbrach sich. Eine Schlange aus Eis schob sich blitzschnell an seiner Wirbelsäule empor und lähmte ihn.

»Was ist denn, Salvo? Bist du noch dran?«

»Ja. Mir ist nur was eingefallen ...«

»Was denn?«

Montalbano zögerte, er wollte Mery nicht kränken. Aber der Zweifel überwog alle Anstandsregeln.

»Mery, können wir Onkel Giovanni vertrauen? Bist du absolut sicher, dass ...«

Am anderen Ende der Leitung erklang ein Lachen.

»Ich hab's gewusst!«

»Was hast du gewusst?«

»Dass du mich das früher oder später fragen würdest. Mein Onkel hat gesagt, dass dein Bestimmungsort schon entschieden und schriftlich festgehalten ist. Du kannst ganz beruhigt sein. Ich habe eine Idee. Wenn du nach Vigàta fährst, sag mir kurz vorher Bescheid. Dann nehme ich einen Tag frei und wir fahren zusammen hin. Sehen wir uns morgen?«

»Klar.«

»Was ist klar? Dass wir zusammen nach Vigàta fahren oder dass wir uns morgen sehen?«

»Beides.«

Aber er wusste im selben Moment, dass das geschwindelt war. Oder zumindest zur Hälfte geschwindelt. Natürlich würde er am nächsten Tag nach Catania fahren, um den Abend mit Mery zu verbringen, aber nach Vigàta wollte er unbedingt allein fahren. Ihre Gegenwart würde ihn nur ablenken.

Ehrlich gesagt war das erste Wort, das ihm in den Sinn gekommen war, nicht »ablenken«, sondern »stören«. Und dafür hatte er sich ein bisschen geschämt.

Vigàta war im Großen und Ganzen, wie er es in Erinnerung hatte, es gab ein paar neue Gebäude im Piano Lanterna, schauerliche Zwergwolkenkratzer mit fünfzehn oder zwanzig Stockwerken, dafür waren all die kleinen Häuschen verschwunden, die sich, dicht übereinander und nebeneinander gebaut, an den Mergelhügel geschmiegt und ein Geflecht lebendiger Gässchen gebildet hatten. Die meisten waren *catoj* gewesen, Behausungen mit einem einzigen Zimmer, die tagsüber nur durch die notwendigerweise offen stehende Haustür Luft bekamen. So konnte, wer durch die Straßen ging, eine Geburt erleben, einen Familienstreit, einen Pfarrer bei der Krankensalbung eines Sterbenden, die Vorbereitungen zu einer Hochzeit oder einer Beerdigung. Alles spielte sich vor aller Augen ab. Und alles in einem Wirrwarr von Schreien, Jammern, Lachen, Beten, Fluchen und Schimpfen. Er fragte einen Passanten, warum die Häuser verschwunden seien, und erfuhr, dass eine schreckliche Überschwemmung sie Jahre zuvor ins Meer gespült hatte.

Den Geruch des Hafens indes hatte er vergessen. Eine Mischung aus stehendem Wasser, verfaulten Algen, vergammeltem Tauwerk, sonnenheißem Teer, Dieselöl, Sardinien. Die einzelnen Bestandteile dieses Geruchs mochten für sich genommen nicht unbedingt eine willkommene Empfehlung an den Geruchssinn darstellen, aber als Ganzes machten sie eben jenen geradezu betörenden, unverwechselbaren, geheimnisvollen Duft aus. Montalbano setzte sich auf einen Poller. Er steckte sich nicht mal eine Zigarette an, damit kein Tabakgeruch den wiedergefundenen Duft verdarb. Lange saß er so da und sah den Möwen zu, bis ihm ein Knurren aus seinem Magen mitteilte, dass es Zeit zum Essen war. Die Meeresluft hatte ganz plötzlich seinen Appetit geweckt.

Er kehrte auf die Hauptstraße, die Via Roma, zurück und sah gleich ein Schild mit der Aufschrift »Trattoria San Calogero«. Er empfahl sich dem Herrgott und trat ein. Alle

Tische waren frei, sicher war nicht die richtige Uhrzeit, es war zu früh.

Ein weißhaariger Kellner, der ihn wohl hatte eintreten hören, kam aus der Küche und sah ihn an. »Kann man hier essen?«, fragte Montalbano.

»Natürlich kann man hier essen«, antwortete der Kellner reserviert.

Montalbano ärgerte sich über seine blöde Frage und setzte sich.

»Wir haben einen Antipasto mit Meeresfrüchten und dann Spaghetti in Sepiatinte oder mit Venusmuscheln oder mit Seeigelsauce.«

»Spaghetti mit Seeigelsauce muss man können«, meinte Montalbano zweifelnd.

»Ich bin diplomierter Seeigel-Koch«, sagte der Kellner. Montalbano hätte sich am liebsten die Zunge abgebissen. Zwei zu null. Zwei kluge Antworten auf zwei bescheuerte Bemerkungen.

»Und als zweiten Gang?«

»Fisch.«

»Was für Fisch?«

»Was Sie wollen.«

»Und wie bereiten Sie ihn zu?«

»Kommt auf den Fisch an.«

Er sollte sich besser den Mund zunähen.

»Bringen Sie mir, was Sie wollen.«

Er wusste, dass er die richtige Entscheidung getroffen hatte. Er aß drei Antipasti, einen Teller Spaghetti mit Seeigelsauce, der für vier Personen gereicht hätte, und sechs Streifenbarben, auf die Sekunde genau gebraten, und doch fühlte er sich federleicht, als er die Trattoria verließ, und von einem solchen Wohlbehagen durchflutet, dass sich auf seinem Gesicht ein einfältiges Lächeln ausbreitete. Er war sich absolut sicher, dass die Trattoria sein Stammlokal würde, wenn er erst in Vigàta wohnte.

Mittlerweile war es drei Uhr nachmittags. Er schlenderte eine Stunde durch die Stadt, dann beschloss er, auf der östlichen Mole einen langen Spaziergang zu machen. Bedächtig setzte er einen Fuß vor den anderen. Die Stille wurde nur vom schwappenden Wasser zwischen den Wellenbrechern gestört, von den Schreien der Möwen und gelegentlich vom stotternden Dieselmotor eines Fischerboots, der nicht anspringen wollte. Gleich unterhalb des Leuchtturms war ein flacher Felsen. Dort ließ er sich nieder. Der Tag war von einer Klarheit, die beinahe wehtat, ab und zu kam eine Bö auf. Irgendwann war es Zeit, nach Mascalippa zurückzufahren. Auf halber Strecke der Mole blieb er plötzlich stehen. Vor seinem geistigen Auge tauchte ein Bild auf: ein blendend weißer Felsbrocken, der in Stufen bis ins Meer abfiel. Wo war das? Was war das? Aber natürlich, die Scala dei Turchi! Die musste doch hier in der Gegend sein.

Schnell fuhr er zum Café Castiglione, das immer noch an seinem alten Platz war, dessen hatte er sich auf dem Hinweg vergewissert.

»Können Sie mir sagen, wie ich zur Scala dei Turchi komme?«

»Natürlich.«

Der Kellner erklärte ihm den Weg.

»Und bringen Sie mir doch ein *pezzo duro* rüber zum Billard.«

»Welche Sorte?«

»Cassata.«

Er betrat den zweiten Raum. Zwei Männer spielten eine Partie, ein paar Freunde sahen zu. Er setzte sich an einen kleinen Tisch und aß langsam die Cassata, Löffelchen für Löffelchen genießend. Plötzlich brach ein Streit zwischen den beiden Spielern aus. Die Freunde mischten sich ein.

»Der Signore hier soll urteilen«, sagte einer.

Ein anderer sprach Montalbano an:

»Spielen Sie Billard?«

»Nein«, sagte Montalbano verlegen.

Sie sahen ihn ungehalten an und stritten weiter.

Montalbano aß seine Cassata auf, zahlte an der Kasse und ging hinaus. Er setzte sich ins Auto, das er in der Nähe abgestellt hatte, und fuhr Richtung Scala dei Turchi.

Den Anweisungen des Kellners folgend, bog er irgendwann links ab, fuhr ein paar Meter auf der asphaltierten Straße bergab und blieb dann stehen. Hier war die Straße zu Ende, man musste im Sand weiterlaufen. Er zog Schuhe und Socken aus, legte sie ins Auto und schloss ab. Dann kremelte er die Hosenbeine hoch und lief ans Wasser. Es war kühl, aber nicht kalt. Er ging um einen Felsvorsprung herum und stand unvermittelt an der Scala dei Turchi.

Er hatte sie viel imposanter in Erinnerung, als Kind erscheint einem alles größer, als es in Wirklichkeit ist. Aber auch verkleinert bewahrte sie ihre außerordentliche Schönheit. Oben stach die Silhouette des strahlend weißen Mergelfelsens vom reinen Blau des wolkenlosen Himmels ab und war gekrönt von tiefgrünem Gebüsch. Unten lag die Spitze mit den letzten Stufen, die ins klare Blau des Wassers eintauchten, in der Sonne und färbte sich glitzernd in knallige Rosatöne. Weiter hinten erhob sich der Steilhang aus dem Gelb des Sandes. Montalbano fühlte sich benommen von dem Übermaß der schreienden Farben und musste einen Augenblick die Augen schließen und sich die Ohren zuhalten. Bis zum Fuß des Felsens waren es nur etwa hundert Meter, aber er wollte den Anblick lieber aus der Ferne genießen: Er fürchtete, sich mit einem Mal in der realen Irrealität eines Bildes, eines Gemäldes wiederzufinden und sich selbst in einen – sicherlich nicht passenden – Farbfleck zu verwandeln.

Verzaubert setzte er sich in den trockenen Sand. Dort blieb er sitzen und rauchte eine Zigarette nach der anderen, versunken in den Anblick der Farbvariationen, in welche die allmählich untergehende Sonne die untersten Stufen der Scala dei Turchi tauchte. Als die Sonne verschwand,

stand er auf und beschloss, erst am späten Abend nach Mascalippa zurückzufahren, es lohnte sich, noch mal in der Trattoria San Calogero zu essen. Er ging langsam zum Auto zurück und drehte sich immer wieder um, es fiel ihm schwer, diesen Ort zu verlassen. Mit zehn Stundenkilometern fuhr er nach Vigàta, und die anderen Autofahrer fluchten und schimpften, weil sie ihn auf der schmalen Straße überholen mussten. Er reagierte nicht, denn er befand sich in einem Gemütszustand, in dem er, hätte ihm jemand eine geknallt, auch die andere Wange hingehalten hätte. Er stoppte bei einem Tabakladen am Stadtrand und deckte sich mit Zigaretten für die Heimfahrt ein. Dann fuhr er zu einer Tankstelle, tankte voll und kontrollierte Reifendruck und Ölstand. Er sah auf die Uhr, eine halbe Stunde musste er noch herumbringen. Er parkte das Auto und kehrte zu Fuß zum Hafen zurück. Jetzt lag eine große Fähre am Kai vertäut.

Eine lange Schlange mit Autos und Lastwagen wartete darauf, verladen zu werden.

»Wo geht die Fähre hin?«, fragte er einen, der gerade vorüberging.

»Das ist das Postschiff nach Lampedusa.«

Dann war endlich Essenszeit. Als er die Trattoria betrat, waren schon drei Tische besetzt. Jetzt hatte der Kellner einen jüngeren Gehilfen. Lächelnd kam er Montalbano entgegen.

»Überlassen Sie es wieder mir, wie heute Mittag?«

»Ja.«

Der Kellner beugte sich zu ihm hinunter.

»War es schön an der Scala dei Turchi?«

Montalbano sah ihn verdutzt an.

»Woher wissen Sie ...«

»Hier weiß man so was.«

Wahrscheinlich wussten sie auch schon, dass er Polizist war!

Eine Woche später fragte Mery, als sie noch im Bett lagen:

»Warst du schon in Vigàta?«

»Nein«, log Montalbano.

»Warum nicht?«

»Ich hatte keine Zeit.«

»Bist du nicht neugierig? Du hast erzählt, du wärst als Kind dort gewesen, aber das kann man ja nicht vergleichen.«

Meine Güte, das nervte! Wenn er nicht sofort eine Entscheidung traf, würde sich diese Geschichte noch wer weiß wie lange hinziehen.

»Dann fahren wir nächsten Sonntag, ja?«

Sie vereinbarten, dass Mery mit ihrem Auto zu der Bar an der Abzweigung nach Caltanissetta fahren und dort auf ihn warten würde. Mery konnte ihr Auto auf dem Parkplatz stehen lassen, und sie würden mit Montalbanos Wagen weiterfahren.

Er musste also noch mal nach Vigàta und so tun, als wäre er ein paar Tage zuvor nicht schon mal dort gewesen.

Montalbano fuhr Mery spazieren, erst zum Hafen und dann zur Scala dei Turchi.

Die junge Frau war ganz verzaubert. Aber da sie eine Frau war, also eines jener Geschöpfe, die die luftigsten Höhen der Poesie mit den ernüchterndsten Realitäten zu verbinden wissen, sah sie Montalbano, der den Blick von all der Schönheit nicht abwenden konnte, irgendwann an und sagte in Dialekt:

»*Pititto mi vinni* – ich hab Hunger.«

Das war nun der shakespearische Knoten, den Montalbano lösen musste. Sollten sie, auf die Gefahr hin, dass ihn der Kellner erkannte, in die Trattoria San Calogero gehen oder ein neues Lokal ausprobieren und womöglich miserabel essen?

Die Vorstellung, nach einem Essen, das selbst ein Hund verweigern würde, magenkrank zurückzufahren, räumte